

UNSERE HÜTTE

WERKSZEITUNG FÜR DIE
AUGUST THYSSSEN-HÜTTE HAMBORN
VEREINIGTE STAHLWERKE AKTIENGESellschaft

Sozialpolitische Rundschau

Wir haben in Deutschland die zweite Million Arbeitslose bereits ganz erheblich überschritten. Wenn es noch irgendeines Beweises für den Niedergang unserer Wirtschaft bedurfte, so ist er hiermit gegeben. Die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, die bekanntlich die Trägerin für die Arbeitslosenversicherung ist, wird sich genötigt sehen, entweder die Beiträge zu erhöhen oder zur Finanzierung der so erheblich gestiegenen Arbeitslosigkeit ein Darlehen des Reiches aufzunehmen. Es zeigt sich, daß die Arbeitslosenversicherung nicht nur auf viel zu schwacher geldlicher Grundlage aufgebaut ist, sondern daß auch die Gesetzgebung, auf denen sie beruht, sehr viele Mängel haben, weil sie Tausenden und aber Tausenden eine Unterstützung gewähren, die sie nicht nötig haben und trotzdem diese Einrichtung über jede Gebühr in Anspruch nehmen. So notwendig es ist, daß schuldlos arbeitslos Gewordene, deren Bedürftigkeit feststeht, unterstützt werden, so verwerflich ist es, diese Einrichtung zu benutzen, um sich vor der Arbeit zu drücken und der Allgemeinheit auf der Tasche zu liegen. Denn Arbeitgeber und Arbeitnehmer zahlen doch die Beiträge!

Ein abschreckendes Beispiel dafür, was heute auf diesem Gebiete alles geschieht, gibt der „Oberpfälzische Kurier“. Nach dem Bericht dieser Zeitung lebt in Oberbayern ein siebenzigjähriger Mann; sein ganzes Leben war härteste Arbeit und Armut. Von seinem zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre war er Walдарbeiter, erfüllte Tag für Tag gewissenhaft seine Arbeit. Oft war sein Weg zur Arbeitsstelle mehr als zwei Stunden; es gab für ihn keinen Achtundtag. Um 6 Uhr früh ging er daheim fort, auch im Winter, und um 8 Uhr abends kam er heim. Wegen des nur geringen Lohnes war der Mann gezwungen, sich noch einen anderen Verdienst zu suchen. Bevor er in den Wald ging, arbeitete er in einer Ziegelei in der Zeit von nachts 1 Uhr bis in der Frühe 6 Uhr. In solch harter, gering entlohnter Arbeit ernährte der Mann über vierzig Jahre lang sich und seine kinderreiche Familie. Der Mann war stets glücklich und zufrieden. Heute steht er im 70. Lebensjahre; er hat noch seine Familie. Der Staat gibt ihm

für die vierzig Jahre getaner Arbeit und für die vierzig Jahre lang geleisteten Beiträge, abgezogen vom kargen Lohn, eine monatliche Altersrente von 25 Mark. Er ist zufrieden; aber er kann etwas nicht verstehen: Im gleichen Dorfe lebt ein Bursche von 23 Jahren, unverheiratet. Diesem jungen Mann wurde anlässlich eines Baues eine länger wählende Arbeit angeboten, doch er lehnte ab mit der Begründung, er zöge Arbeitslosigkeit vor, da sei er besser dran. Der betreffende junge Mann bezieht in der Woche 24 Mark Arbeitslosenunterstützung. Nun vergleichen wir den siebenzigjährigen alten Arbeiter und den jungen Mann. Dort ein Leben voller harter Arbeit und Familie und eine Monatsrente von rund 25 Mark, und hier ein lediger junger Mann mit einer Arbeitslosenunterstützung von monatlich 100 Mark. Diesem einen Fall könnten die Leser sicherlich viele gegenüberstellen. Es besteht kein Zweifel, schreibt der „Oberpfälzische Kurier“, dem wir die Schilderung entnehmen, daß von vielen, besonders jungen Leuten, mit der Arbeitslosenunterstützung Schindluder getrieben wird.

Es gibt Arbeitslose, die eine Unterstützung verdienen; das sind die, welche keine Arbeit verschmähen, welche gerne arbeiten. Unsere soziale Fürsorge sollte strenger prüfen. Die Verärgerung der Arbeitenden und der durch Arbeit gebückten alten Leute ist zu verstehen. Es ist kein Wunder, wenn in vielen jungen Leuten ganz verworrene, verdrehte Begriffe von Arbeit und Arbeitspflicht entstehen. Arbeitslosenunterstützung ist nun einmal leider notwendig; aber gerecht muß sie sein und sauber.



Stahlformgießerei

(Originalradierung von Künstler Georg Gansz)

Dem Reichstag ist der Entwurf eines Arbeitsschutzgesetzes zugegangen. Der Entwurf umfaßt 73 Paragraphen. Er ist in sieben Abschnitte gegliedert. Der erste Abschnitt behandelt die allgemeinen Vorschriften, der zweite die Betriebsgefahren, der dritte die Arbeitszeit,

der vierte die Sonntagsruhe, der fünfte den Ladenschluß, der sechste die Durchführungsgesetze, und der siebente Abschnitt die Ueberleitungsvorschriften. In den allgemeinen Vorschriften wird bestimmt, daß das Arbeitsschutzgesetz für die Beschäftigung von Arbeitnehmern aller Art gilt. Nicht unter das Gesetz fällt die Arbeit in Betrieben der Land- und Forstwirtschaft einschließlich der Jagd, der Tierzucht, der Fischerei, der Seeschifffahrt und Luftfahrt, ferner

in der Hauswirtschaft, einschließlich der im Haushalt des Arbeitgebers geleisteten persönlichen Dienste. Nicht einbezogen sind in den Entwurf des Arbeitsschutzgesetzes der Arbeitsvertragschutz, der Heimarbeiterschutz und die Urlaubsregelung für Jugendliche.

In dem Abschnitt über die Betriebsgefahren wird der Arbeitgeber verpflichtet, den Gesamtbetrieb so einzurichten und zu unterhalten und die Beschäftigung so zu regeln, daß die Arbeitnehmer gegen Gefahren für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit so weit geschützt sind, wie die Art eines solchen Betriebes es gestattet. Am umfangreichsten ist der Abschnitt über die Arbeitszeit, der in vier Unterabschnitte zerfällt. Die Arbeitszeit des einzelnen Arbeitnehmers darf acht Stunden täglich nicht übersteigen. Von diesem Grundsatz sind aber zahlreiche Ausnahmen zulässig.

In der Begründung hierzu wird ausgeführt, daß bei der Aufstellung des Entwurfes von dem Grundgedanken ausgegangen wurde, daß bei der Neuordnung der Arbeitszeit auf der einen Seite den Bedürfnissen der deutschen Wirtschaft Rechnung zu tragen ist, daß diese aber mit den bisher schon weitgehend verwirklichten Anforderungen der Sozialpolitik in Einklang zu bringen sind. Dabei wurde die Notwendigkeit einer Ratifikation des Washingtoner Abkommens im Auge behalten. Der Entwurf komme den berechtigten Bedürfnissen der Wirtschaft weitgehend entgegen, schütze zugleich aber auch die Arbeitnehmer vor einer zu weit gehenden Ausnutzung ihrer Arbeitskraft, und sichere den mit der Einführung des Achtstundentages erreichten Kulturfortschritt innerhalb der nötigen Grenzen.

Besteht innerhalb eines Betriebes oder einer Betriebsabteilung ein dringendes Bedürfnis nach Mehrarbeit, so ist diese nach dem Entwurf bis zu zwei Stunden werktäglich, jedoch höchstens bis zu 60 Stunden jährlich zulässig. Durch Tarifvertrag können allerdings weitere 42 Stunden jährlich vorgesehen werden.

Ein besonderes Kapitel ist dem erhöhten Schutz für jugendliche und weibliche Arbeitnehmer gewidmet. Arbeitnehmer unter achtzehn Jahren und Arbeiterinnen über achtzehn Jahre dürfen nicht zwischen 8 Uhr abends und 6 Uhr morgens beschäftigt werden. Ausführlich werden auch Mutterschutz und Kinderschutz behandelt. Als Kind im Sinne des Entwurfs gilt, wer das vierzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat oder noch volksschulpflichtig ist. Kinder unter zwölf Jahren dürfen nicht beschäftigt werden, Kinder über zwölf Jahre nur mit Austragen von Waren und anderen Botengängen oder nur im Familienbetrieb mit ähnlichen Arbeiten, und zwar nicht länger als drei Stunden und während der Ferien vier Stunden täglich. Eine Beschäftigung darf nicht zwischen 8 Uhr abends und 8 Uhr morgens, und nicht vor dem Vormittagsunterricht erfolgen. Bei Jugendlichen bis zu achtzehn Jahren darf die tägliche Beschäftigung sechs Stunden nicht übersteigen. Zu Musikaufführungen, Theatervorstellungen und Lichtspielaufnahmen kann die Beschäftigung von Kindern über drei Jahre zugelassen werden, wenn hinsichtlich der Gesundheit, Sittlichkeit oder der geistigen Entwicklung des Kindes und der Anregung seiner Phantasie keine Befürchtungen bestehen. Die Verwendung von Kindern unter drei Jahren darf nur zugelassen werden, wenn ein wissenschaftliches oder künstlerisches Bedürfnis sie notwendig macht. Das Nachtarbeitverbot wird für die Zeit von 9 Uhr abends bis 5 Uhr morgens festgesetzt. Das Landesarbeitschutzamt kann Beginn und Ende der Betriebsruhe um höchstens eine Stunde hinauschieben.

In dem Abschnitt über die Sonntagsruhe werden die geltenden Bestimmungen mit einigen Ausnahmen aufrechterhalten. Ueber den Ladenschluß wird bestimmt, daß offene Verkaufsläden an Werktagen nur von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends, und am 24. Dezember nur bis 5 Uhr nachmittags geöffnet sein dürfen. Die Durchführung des Arbeitsschutzgesetzes soll besonderen Aufsichtsbehörden obliegen.

Das neue Gesetz birgt zweifellos eine Menge guter und nützlicher Bestimmungen. Ob wir unserer Wirtschaft im jetzigen Augenblick aber neue Belastungen durch eine neue Arbeitszeitgesetzgebung und durch die Schaffung neuer Behörden — wie sie statt der bisher billig arbeitenden Gewerbeaufsichtsämter entstehen würden — auferlegen dürfen, ist eine Frage, die wohl angesichts unserer zwei Millionen Arbeitslosen zu verneinen sein dürfte.

Die Reform des Schlichtungswesens ist durch das Urteil des Reichsarbeitsgerichts im westdeutschen Eisenkonflikt wieder einmal in den Vordergrund des Interesses gerückt. Das höchste deutsche Gericht hat bekanntlich den gefällten Schiedsspruch für rechtsungültig erklärt und festgestellt, daß ein gültiger Schiedsspruch nur mit einer Mehrheit der Schlichtungskammer und nicht durch den Schlichter allein gefällt werden muß. Ferner hat das Reichsarbeitsgericht den Einwand der Arbeitgeber gebilligt, daß ein Eingreifen in einen bestehenden Tarifvertrag durch einen Schiedsspruch unzulässig ist. Mit dieser Entscheidung ist auch dargetan, daß der vielfach in der Presse erhobene Vorwurf der Nichtachtung der Staatsautorität durch die Arbeitgeber im Eisenkonflikt leeres Geschwätz war.

Jedenfalls werden die Folgen aus diesem Spruch gezogen werden müssen, der u. a. feststellt, daß die Ausführungsbestimmungen des Reichsarbeitsministers zum § 5 der Schlichtungsverordnung rechtsungültig sind. Diese Bestimmungen betreffen gerade die Fällung des Schiedsspruches durch die Schlichtungskammer bzw. durch deren Vorsitzenden allein. Es wird bei dieser Gelegenheit auch noch zu prüfen sein, ob die Verbindlichkeitserklärung eines Schiedsspruches in der bisher geübten Weise weiterhin erfolgen soll, oder ob nicht solche Erklärungen auf solche Schiedssprüche beschränkt werden sollen, die im öffentlichen Interesse bei Streitigkeiten in lebensnotwendigen Betrieben ergangen sind. Jedenfalls werden diese Fragen baldigst gelöst werden müssen, um einer drohenden Verwirrung vorzubeugen.



Wenn alle wollen kommandieren,
kann einer leicht die Hand verlieren!

Politischer Rundfunk

Der Antikriegspakt im Reichstag

Ueber den berühmten Kellogg-Pakt, der seinen Namen von dem amerikanischen Staatssekretär des Krieges führt, ist vor kurzem im Reichstag verhandelt worden. Die Vorlage ist dem Ausschuss überwiesen und wird zweifellos Annahme bei der weitaus größten Mehrzahl der Abgeordneten finden. Durch diesen Pakt wird bekanntlich der Krieg als Mittel der nationalen Politik in Acht und Bann getan. Unser Außenminister Dr. Stresemann hat bei dieser Gelegenheit im Reichstag der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß das Zustandekommen des Vertrages nicht verfehlen dürfte, alsbald seinen Einfluß auf die Gestaltung der internationalen Beziehungen geltend zu machen. Vor allem müsse diese neue Friedensgarantie einen starken Antrieb für die allgemeine Abrüstung geben.

Es hat vorläufig nicht den Anschein, als ob diese Hoffnungen Stresemanns in Erfüllung gehen sollten. Schon die Behandlung dieser Angelegenheit zwischen Moskau und Warschau, also zwischen Sowjet-Rußland und Polen, zeigte, daß lange nicht alle Länder in Europa auf diesem friedliebenden Standpunkt stehen. Polen hat vielmehr durch seine Haltung deutlich zu erkennen gegeben, daß es seine Ausdehnungspläne — sei es auch auf kriegerischem Gebiete — nicht so ohne weiteres aufgeben und sich den Teufel um diesen Antikriegspakt kümmern wolle.

England will von Ostafrika Besitz ergreifen

Mandat heißt Auftrag. Wenn ich den Auftrag bekomme, irgend etwas zu verwalten, so gehört es mir nicht. Diese Weisheit kennt jeder ABC-Schütze; das große England aber, das sie ganz gewiß auch kennt, versteht sie anders.

Im Schandfrieden von Versailles sind bekanntlich die deutschen Kolonien als sogenannte „Mandate“ an verschiedene Feindbündestaaten vergeben worden. So hat u. a. England das ehemalige Deutsch-Ostafrika, jetzt Tanganika genannt, als Mandatsgebiet bekommen. Dieser geeignete Landstrich, der durch deutsche Kulturarbeit und durch den Fleiß deutscher Landwirte zu hoher Blüte gebracht worden ist, gefällt den Engländern natürlich besonders. Sie möchten auf keine Weise davon wieder loskommen. Zu diesem Zwecke plant man schon seit geraumer Zeit in England, die benachbarten englischen Kolonien Kenia und Uganda mit dem Mandatsgebiet Tanganika so zusammenzufassen, daß daraus ein einheitliches Gebiet entsteht. Natürlich soll das nur die Vorstufe sein, um die schöne ehemalige deutsche Kolonie Tanganika völlig oder wenigstens als „Dominion“ dem englischen Reiche einzuverleiben. Die rechtliche Grundlage dazu schöpft England aus dem Statut, das bei der Vergebung des Mandats errichtet wurde. Darin heißt es, daß der Mandatar berechtigt ist, das Gebiet zu einer Zoll-, Steuer- und Verwaltungseinheit mit den angrenzenden Gebieten, die seiner eigenen Kontrolle unterstehen, auszubauen, immer vorausgesetzt, daß die zu diesem Zwecke getroffenen Maßnahmen nicht gegen die Bestimmungen des Mandats verstoßen. Mit diesem Rechtstitel bewaffnet, versucht England nunmehr vorzugehen.

Deutschland, das in der Mandatskommission des Völkerbundes sitzt, wo alle diese schönen Mandatsverträge genehmigt wurden, wird alles daran setzen müssen, daß der blühende Landstrich in Ostafrika nicht auf die Dauer englischer Besitz wird. Auch Deutschland hat, da es Mitglied des Völkerbundes ist und seine Befähigung, Kolonien zu gründen und zu erhalten, wie gerade dieses Beispiel zeigt, auf das beste erwiesen hat, Anspruch darauf, ebenfalls ein solches Mandatsgebiet zu bekommen. Am geeignetsten aber für Deutschland wäre gerade dieses ostafrikanische Gebiet.

Hoffentlich werden unsere Vertreter im Völkerbund nichts versäumen, anläßlich dieses Zwischenfalles gerade darauf hinzuweisen.

An der Schwelle einer neuen Zeit

Von Edgar J. Jung

II. Der Einzelmensch und die Gemeinschaft

Jeder einzelne Mensch lebt in Gemeinschaften. Gewiß hat es zu allen Zeiten Veruche besonders dazu Veranlagter gegeben, ein Leben außerhalb jeder Gemeinschaft zu führen. Meist geschah dies aus religiösen Gründen, weil solche Einsiedler glaubten, Gott und göttliches Wesen unmittelbarer in der Einsamkeit als in den Bindungen und Abhaltungen der menschlichen Gesellschaft zu erleben. Wir wissen aus der Biblischen Geschichte, daß auch Christus vierzig Tage in die Wüste ging, um in schweren inneren Kämpfen über Gott, sich selbst und seine Aufgabe klar zu werden. Dieses Einsiedlertum ist aber eine Ausnahme und kommt bei der Betrachtung des Verhältnisses zwischen individuellem und Gemeinschaft, wie es für den Regelfall hier behandelt werden soll, nicht in Frage.

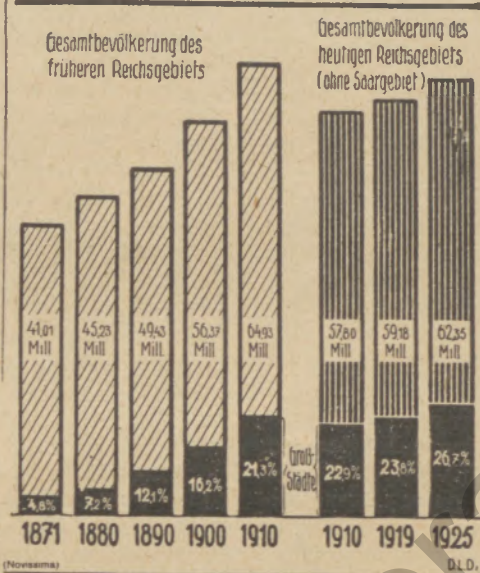
Was ist „Gemeinschaft“? Zunächst sieht es so aus, als handle es sich um eine Mehrheit von Menschen in rein zahlenmäßigem Gegensatz zur Einzelperson, zum Einzelmenschen. Dem ist aber nicht so. Die Einstufung des Einzelmenschen in die Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft geschieht nicht mechanisch, sondern nach ganz bestimmten Gesichtspunkten nach Lebensnotwendigkeiten und nach Gesetzen, die im menschlichen Zusammenleben und in der menschlichen Natur ihren Ursprung haben. Die erste und notwendigste aller Gemeinschaften ist die Familie. Denn schon die Entstehung des Menschen bedingt das innige Zusammenleben von zwei Menschen verschiedenen Geschlechts. Auch die Aufzucht eines Menschen ist ohne die Hilfe anderer nicht möglich. Zum mindesten bedarf der Mensch, um nicht als Kind elendiglich zugrunde zu gehen, der Hilfe der Mutter, im Regelfall dazu noch der des Vaters. Eltern und Kind zusammen bilden den Grundstock der Familie. Die Familie im weiteren Sinne umfaßt allerdings nicht nur diese zwei Geschlechterfolgen, sondern viel mehr Generationen. Von ihnen leben in der Regel Großeltern, Eltern und Kinder, häufig auch noch Urenkel. Darüber hinaus aber muß man sich die Familie auch auf die Verstorbenen und Ungeborenen ausgedehnt vorstellen, da wahrer Familiensinn über die Sorge um die gerade lebenden Familienmitglieder hinausreicht. So beruht z. B. das religiöse Leben der Chinesen in erster Linie auf dem sogenannten Ahnenkult, d. h. der Verehrung der verstorbenen Vorfahren bis zur Anbetung.

Die blutsmäßige Gemeinschaft kann natürlich über die Familie hinaus erweitert werden; die Familie entwickelt sich so zur Sippe und zum Stamm und in letzter Vollendung zum Volk oder zur Rasse. Die rein blutsmäßige Gleichheit pflegt man Rasse zu nennen, während zur Volkwerdung noch die Gemeinschaft der Geschichte, der Sprache und der Kultur hinzukommt. Neben diesen blutsmäßigen Gemeinschaften sind noch zahlreiche andere möglich: so die Gemeinschaft des Standes, des Berufsstandes, der Heimat in engerem und

weiterem Sinne und endlich des Vaterlandes. Aber irgendeine Gemeinsamkeit der Gefühlswelt ist notwendig zur Bildung einer Gemeinschaft. Es genügt nicht einfach, eine Reihe von Menschen willkürlich zu einer Gesamtheit zu vereinigen. Etwas geschichtlich Gewordenes und allmählich Gewachsenes muß vorhanden sein, um das Werden einer Gemeinschaft zu ermöglichen. Man darf auch nicht glauben, daß die geschichtliche Entwicklung auf das Entstehen immer größerer Gemeinschaften hindränge. Die sogenannte klassische Schule der Volkswirtschaftslehre behauptet dies für das Wirtschaftsleben; sie meint, daß auf die Hauswirtschaft die Stadtwirtschaft, auf diese die Volkswirtschaft und dann endlich die Weltwirtschaft folge. Dies ist ein Irrtum — genau wie der Glaube, die nächstgrößere Einheit nach den Völkern sei die Menschheit. In dem Augenblick nämlich, in welchem die menschlichen Organisationen allzu umfangreich werden, entstehen innerhalb derselben einzelne Kraftmittelpunkte besonders starker Gruppen, die den übrigen Gliedern des großen Gebildes überlegen sind. Sie versuchen dann entweder die Herrschaft über das Ganze an sich zu reißen oder neben der bisher bestehenden Organisationsform eine neue zu gründen. Es ist ein Gesetz der Geschichte, daß große Organisationen nur dann Dauer haben, wenn zwischen dem Ganzen und den Teilen ein natürliches Gleichgewicht herrscht. Wird das Ganze zu ausgedehnt und zu umfassend, so zerfällt es in einzelne Teile, die in sich ein geschlosseneres und kräftigeres Leben tragen. Diese Feststellung ist notwendig, weil in einem früheren dieser Aufsätze über die Begriffe der Weltwirtschaft und der Menschheit noch manches gesagt wird. Sie benebeln heute fast alle Gehirne, insbesondere die der zur Weltbürgerlichkeit neigenden Deutschen. Solche Träume sind aber gefährlich, weil sie von der nüchternen Wirklichkeit ablenken und dazu führen können, vor lauter Streben nach Brüderlichkeit unter die Herrschaft stärkerer Staaten und Völker zu gelangen, die nicht von der Menschheit träumen, sondern von ihrer eigenen Macht.

Da wir aber die Pflicht haben, nicht in Träumen zu leben, sondern das Dasein unserer Kinder sicherzustellen, so müssen wir uns an die stärkste Gemeinschaftsform halten, die wir haben: an das Volk, die blutsmäßige und geschichtlich gewordene Einheit deutscher Menschen. Man neigt oft dazu, diese Besonderheit des Volkstums zu unterschätzen; wie oft hört man, daß der Unterschied zwischen einzelnen Völkern nicht groß sei, da sie doch in denselben Verhältnissen lebten und unter den nämlichen Nöten litten wie wir auch. Das mag so lange richtig sein, als ein einzelner Deutscher mit einem einzelnen Zugehörigen eines anderen Volkes verkehrt. Schon hier können allerdings starke Unterschiede der Lebensanschauung und der Weltanschauung beobachtet werden. Was aber Volkstum und Heimat bedeuten, das

Die Entwicklung der Reichsbevölkerung und der Anteil der Großstadtbevölkerung 1871–1925



Mußt Gleise du mal überschreiten, dann schau zuvor nach beiden Seiten!

Der Weg zum Leuchtturm

Von Elias Krämmer *)



Sören Genie ruhte auf einem Liegestuhl auf der großen Veranda nach Süden. Vor sich hatte er seine Staffelei und seine Malutagen. Ein kleines Bild war gerade fertig geworden. Sein Gesicht und seine Hände waren mager; aber wie er so da lag und mit den dunklen, lebhaften Augen lächelte, hätte man nicht gedacht, daß er ein „Todeskandidat“ sei, was er unter seinen Namen in das Fremdenbuch des Sanatoriums gesetzt hatte.

Er freute sich über die Aussicht. Das Tal lag vor ihm mit dunklen Waldhängen auf beiden Seiten bis zum Fluße hinab, der sich in der Tiefe dahinschlängelte. An ein paar Stellen wogte er weiß in starken Stromschnellen, an anderen floß er ruhig und gleitschön dahin, bis er weit draußen in einem großen See verschwand.

„Der Fluß ist das Menschenleben“, murmelte Sören und ließ den Blick zu den fernern schneebedeckten Fjällen hoch über der Baumgrenze weitergleiten. Lange sah er so und starrte in die weiße Ferne. Dann richteten seine Augen sich wieder aufs Tal. Er betrachtete den Fluß und den Weg, die sich aneinander schmiegen wie ein liebendes Paar. Dort an der Biegung hatte er vor vielen, vielen Jahren einmal gemalt, und da war er mit Madeleine zusammengetroffen.

Madeleine! Sollte es wirklich das einzigmal in seinem Leben gewesen sein, daß er sie gesehen, daß er einen Blick in das Mädchen der Liebe hatte tun dürfen? Sie hatte nicht gesagt, wer sie war, oder wo sie wohnte; aber Jahr für Jahr hatte sie ihm einen Gruß gesandt. Wie ein zärtliches Flüstern kam er zu ihm mit den drei Worten: „Madeleine grüßt Sie!“ Niemals konnte er jene Schönheitsoffenbarung vergessen, die ihm da unten im Tale das erste und einzige Mal entgegengeleuchtet hatte — — —

*) Aus dem gleichnamigen norwegischen Roman von Elias Krämmer (Verlag J. F. Steinkopf in Stuttgart), übersetzt von Pauline Klatzer-Gottschau. Nicht umsonst ist dies Werk, dessen Verfasser im praktischen Leben steht und doch ein Dichter ist, in den nordischen Ländern so viel begehrt. Seine Hauptperson, Sörens Freund, der Leuchtturmwächter Adam Stolz, ist ein wahrer Lebenskünstler, von dem jeder Leser reiche Lehren empfangen kann.

Ein junger Mann mit kurzem schwarzen Bart und schmalen, gelblich-blassem Gesicht kam herbei und setzte sich neben ihn.

„Nun, wie geht es?“ fragte Sören munter.

„Danke, angemessen schlecht“, erwiderte er leise.

„Sagen Sie das nicht, verehrter Weggenosse. Haben wir nicht frische Luft, die uns aus den blauen Schleusen des Himmels entgegenweht? Haben wir nicht die herrlichste Aussicht? Wir, die bald auf einem himmlischen Flugzeug ins Paradies abfahren dürfen?“

Der „Weggenosse“ war nicht ganz derselben Ansicht. Er war verlobt und hatte gerade ein feineres Kolonialwarengeschäft gegründet, das so gut ging, daß er schon im Herbst hätte heiraten können, und nun war ihm das in die Quere gekommen — — —

„Selbstverständlich. Lieber Kollege, hat die Lage gegenwärtig ihre unbehaglichen Seiten. Wenn man aus einem Gasthaus abreißt, hat man auch die unangenehme Pflicht, die Rechnung zu bezahlen, sowie Trinkgelder an den Portier und die Kellner zu geben.“

„Sie haben einen merkwürdigen Humor, Herr Maler“, sagte der Bleiche. „Wollen Sie nicht Sören zu mir sagen, dann find wir Duasbrüder. Wenn Leute eine längere Reise miteinander machen, werden sie unwillkürlich vertraulich. Sie haben sich ja tausend kleine Dienste zu erweisen, zum Beispiel Fahrkarten zu lösen und aufs Gepäck aufzupassen.“

„Ach, um die Fahrkarten und das Gepäck brauchen wir uns wohl nicht zu kümmern“, erwiderte der Bleiche nun wieder mit ernstem Gesicht.

„Lieber Jüngling, wenn du an das Himmelstor kommst, trifft du auf den Mann, der die Fahrkarten kontrolliert. Ohne ein Billet erster Klasse wird man abgewiesen, besonders wenn man nicht richtig feines Gepäck hat. Rißt du zum Beispiel so glücklich, in der Hand einen soliden Koffer aus Büffelleider zu tragen, der viele gute Taten enthält, dann kannst du sicher sein, einen Platz zu bekommen, besonders wenn du ihn beim Passieren der Kontrolle etwas geöffnet hältst.“

„Gute Taten?“ murmelte der Bleiche. „Ich habe leider nicht mehr, als in eine gewöhnliche Reisetasche hineingehen.“

„Vollständig genügend, mein Freund, wenn nur die Kleinigkeiten, die du bei dir hast, echt sind. Glaub mir, viele versuchen sich mit Schund und minderwertigen Waren durchzuschmuggeln! Alte Geizhälse zum Beispiel rühmen sich damit, daß sie einmal fünf Kronen verlohnt haben, während sie tausend in der Brieftasche trugen, und alte Weiber kommen angezogen mit einem

erleidet erst derjenige, der einmal allein in einem fremden Volke leben soll. Er begreift erst, wie geheimnisvoll und wie mächtig das Band des Blutes und des gemeinsam erlittenen Volkschicksals ist. Alle die Menschen, welche ihr Volkstum verleugnen, sind solche, die entweder, im Blute verdorben, kein gesundes Empfinden mehr besitzen oder solche, die den Fluch der Heimatlosigkeit und der Einsamkeit nicht kennen und gewissermaßen nur aus der grauen Theorie heraus urteilen. Wer das Deutschtum im Ausland studiert hat und feststellen konnte, wie die Auslandsdeutschen seit vielen Jahrhunderten ohne Unterschiede des Standes, des Besitzes und der Bildung, geschweige denn der Partei (die es meist beim Auslandsdeutschen nicht gibt), nur ein Ziel kennen, ihr Deutschtum in der fremden Umwelt zu bewahren, der begreift erst, was Volkstum im letzten Sinne bedeutet!

Um das Verhältnis zwischen Einzelmenschen und Gemeinschaft dreht sich seit uralten Zeiten die Geschichte. Kein großer Denker, kein Religionsstifter, kein Herrscher, kein Politiker, kein Mensch des praktischen Lebens kommt darum herum, sich mit dem Begriff der Gemeinschaft in irgendeiner Form auseinanderzusetzen. Wie ist das zu erklären? Zu diesem Zwecke gilt es, die menschliche Natur auf ihre Hauptzüge zu untersuchen. Jeder Mensch ist ein einmaliges geschlossenes Ganzes, das eine genau abschätzbare Lebensdauer besitzt und sich dann wieder auflöst. Knappe, wenige Jahre stehen zur Entwicklung des Einzelmenschen zur Verfügung, während unendliche Ketten von Geschlechtern kommen und gehen. Unabsehbar für menschliche Begriffe ist das Leben der Gesamtheit; kurz und flüchtig das des einzelnen. Nun trägt aber jeder in sich den Trieb der Erhaltung, bald in schwächerem, bald in stärkerem Maße. Je nach Veranlagung gibt es Menschen, die vom Leben wenig, und solche, die von ihm viel verlangen. Jeder aber will sich entfalten und jeder will leben. Das ist in der Ordnung und das ist der Sinn des Lebens. Wer diese Kraft nicht mehr in sich fühlt, hat keine Lebensberechtigung mehr. Deshalb verlangt der Mensch als einzelner in erster Linie Freiheit. Mit möglichst wenig Hemmungen und Bindungen will er kämpfen, und möglichst fessellos will er seinen niederen und höheren Trieben folgen.

Nun ist aber der Mensch, wie wir gesehen haben, nicht nur Einzelwesen, sondern auch Gesellschaftswesen. Ja, man kann so weit gehen und behaupten, daß wohl unter den Tieren sogenannte Einzelgänger möglich sind, nicht aber bei den Menschen. Auch der oben erwähnte Einsiedler (eine Ausnahmeerscheinung) ist keineswegs ein völlig isoliertes Einzelwesen. Zum mindesten seine Kindheit und Jugend verbrachte er unter den Eindrücken und Einflüssen menschlichen Zusammenlebens. Denn Eltern oder Erzieher hat jeder Mensch gehabt. Dazu kommt, daß die menschliche Sprache — ein Hauptkennzeichen des Menschentums überhaupt — nur denkbar ist im Gemeinschaftsleben. Ein Mensch, der von der Geburt bis zu seinem Tode nie mit anderen Menschen zusammenkäme, würde nicht sprechen können. Infolgedessen könnte er auch nicht denken. Denn Denken ist im Grunde nichts anderes als stilles Sprechen. Aber über den Rahmen des ursprünglichen und primitiven Zusammenlebens hinaus hat sich unser wirtschaftliches und geistiges Leben so entwickelt, daß kein Mensch ohne die Hilfe des Nächsten auskommen kann. Die neuzeitliche Arbeitsteilung hat diese Abhängigkeit aller Menschen voneinander noch verstärkt. Verkehr, Geldwesen, Kleidung, Nahrung, geistige Kost: alles, was uns umgibt, macht uns von der menschlichen Gesellschaft, von der Gemeinschaft abhängig. Die Anarchie — der Zustand gänzlicher Geflochtenheit — ist unvorstellbar, auch nur für eine Stunde. Denn das Zusammenarbeiten der Menschen kann nur auf Grund bestimmter Regeln, die sich durch Gewohnheit, Sitte, Moral und Recht ent-

wickelt haben, erfolgen. Wir sehen also, daß der Mensch in der Vereinzelung gar nicht leben könnte — zum mindesten nicht, ohne auf die Stufe des Tieres herabzusenken.

Wie aber muß eine solche Gemeinschaftsregelung sein? Sie muß so sein, daß sie allen paßt — das heißt gerecht. Während der einzelne als Einzelwesen tun möchte, was ihm paßt und deshalb Freiheit verlangt, muß die menschliche Gesellschaft Gerechtigkeit fordern, weil ohne sie ein menschliches Leben undenkbar ist. Gewiß will das Wort „Gerechtigkeit“ besagen, daß dem einzelnen auch ein gewisses Maß von Freiheit verbleibt. Der Grad der Freiheit ist genau festzustellen: Der einzelne soll so weit sich frei entfalten können, daß sein Wirken der Gesamtheit nützt. Besitzt er weniger Freiheit, so leidet die Gesamtheit unter der mangelnden Leistung. Ist aber seine Freiheit größer, so leidet die Gemeinschaft unter dem Mißbrauch, den die Freiheit des einzelnen mit der menschlichen Gesellschaft treibt. Er tut dann nicht mehr, was der Gemeinschaft paßt — und wird so zum Piraten der menschlichen Gesellschaft.

Nur dann ist die menschliche Gesellschaft (ein Volk) in sich befriedigt und deshalb nach außen widerstandsfähig, wenn die Freiheit des einzelnen im richtigen Verhältnis zum Interesse der Gesamtheit steht. Die Gesamtheit ist nun nicht etwa nur die Summe aller lebenden Mitglieder einer Gemeinschaft; sie erstreckt sich vielmehr genau so auf die Ungerechten wie auf die zufällig Lebenden. Ein Volk (genau so wie ein einzelner Mensch), das nicht mehr willens ist, für die Zukunft der Nachkommen Opfer zu bringen, hat seine Daseinsberechtigung vermisst und wird mit Recht von opferwilligen Völkern vernichtet. So erklärt sich auch das Wesen des Krieges. Nur die heilige Pflicht, für die Zukunft der Ungerechten oder Heranwachsenden sich zu opfern, kann die Lebenden bestimmen, auf den Schlachtfeldern das eigene Leben herzugeben. Das ist es also, was wir als Wesen der Gemeinschaft, was wir unter Gesamtinteresse verstehen müssen.

Das richtige Verhältnis zwischen Gesamtinteresse und Einzelnutzen ist unserer Zeit abhandeln gekommen. Der Schrei nach Freiheit ist stärker als der nach Gerechtigkeit. Jeder versteht unter Gerechtigkeit die eigene Freiheit, statt daß er sich begreiflich machte, wie sinnlos ein Gerechtigkeitsgedanke ist, der mit Forderung, statt mit Sichbedeuten anfängt. Der Kampf aller gegen alle, von welchem ich in meinem ersten Aufsatz schrieb, ist darauf zurückzuführen, daß den jetzt lebenden deutschen Menschen die richtige Vorstellung davon verlorengegangen ist, in welchem Verhältnis der Einzelmensch zur Gesellschaft stehen soll. Nur dann, wenn jeder bei jeder Handlung sich darüber klar ist, daß das ganze Große um jeden Preis leben muß, der einzelne aber nur ein kleines Teilchen des ganzen Großen ist, dann ist der Weg für eine gesunde Gesellschaftsordnung frei. Das ist aber nur möglich, wenn die Parole der Freiheit, die fast zwei Jahrhunderte geherrscht und Europa an den Rand der Anarchie gebracht hat, ersetzt wird durch den Ruf nach Gerechtigkeit. Denn nur in einer gerechten Gesellschaftsordnung ist auch wahre Freiheit möglich. Nur in ihr sind Uebergriffe der Stärkeren und Gewissenlosen unmöglich. Nur dann sind wir vor Unterdrückung gesichert. Diese hört aber nie auf, solange einzelne Gruppen der Gesellschaft für sich unbeschränkte Freiheit verlangen und das Recht in Anspruch nehmen, hemmungslos für diese Freiheit zu kämpfen. In einem solchen Kampfe muß die menschliche Gesellschaft, müssen Völker zugrunde gehen; denn die Natur des Menschen als Gesellschaftswesen verlangt Gesellschaftsfrieden, verlangt eine gerechte Ordnung.

Alkohol und Nikotin sollst du bei der Arbeit fliehen!

ganzen Sad voll barmherziger Taten von Basaren und anderen Veranstaltungen, wo sie in Klatisch und Kaffee geschwelgt haben! Aber es geht ihnen, wie es so oft im Leben geht: sie werden nicht als vollwertig abgestempelt! „Ach, jetzt wird alles mögliche abgestempelt, Silbernes und Plattiertes“, versetzte der Bleiche bitter.

„Plattierte Sachen bestehen die Probe nicht, lieber Jüngling, unter der Mühe und Arbeit auf dem „Weg zum Leuchtfeuer“ geht die Versilberung ab.“

„Der Weg zum Leuchtfeuer?“ unterbrach ihn der Bleiche fragend.

„Aha, du neugieriger Himmelsaspirant, du kennst diesen Weg nicht! Nun, so will ich dir sagen, was mein Freund Lichtpender einmal von dem „Weg zum Leuchtfeuer“ erzählte: Jeder Mensch muß früher oder später dieses Stück Wegs zurücklegen. Es ist schwer und mühsam, denn es ist ein steiler Weg mit großen Steinblöcken, über die du hinweg mußt. Am besten ist's, wenn man einen Kompaß bei sich hat; denn oft wallt dichter Nebel auf. Aber wenn du dich der Spitze nähert, siehst du ein großes Licht — — —“

Er beugte sich vor, legte dem Bleichen die Arme um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich werde dich als guter Reiseführer begleiten —“, — dann sah er sich um, ob es auch keiner hörte — „denn jetzt sind wir mitten auf dem „Weg zum Leuchtfeuer“!“

Sören legte sich müde zurück. Die Sonne verschwand allmählich hinter dem Gebirge, und es wurde kühl. Eine Krankenschwester kam herbei und sagte, sie mühten jetzt auf ihr Zimmer gehen. Sören ging mit der Schwester über einen langen Flur in sein Zimmer, wo sie ihm ins Bett half. Er sah sich um. Das Bett, der Waschtisch, die drei Stühle, die beiden kleinen Regale, die Vorhänge, die Wände — alles war weiß. Sein Blick suchte nach Farben. All dieses Kalte, Weiße, tat ihm in den Augen weh. Nirgendes ein Fleckchen, wohin sie sich flüchten und ausruhen konnten.

„Ist alles weiß hier, Schwester?“ fragte er.

„Das soll am reinsten sein.“, antwortete sie lächelnd.

„Ist die Abendröte dort nicht rein?“ Er deutete auf den Sonnenuntergang. „Unser großer Meister da oben streut freigiebig die herrlichsten Farben über uns aus. Warum sollen wir die nicht benützen?“

„Darnach müssen Sie die Oberschwester fragen.“, erwiderte sie fröhlich.

„Die Oberschwester? Die hab' ich noch nicht gesehen.“

„Sie sind ja erst gekommen, Herr Hangaard, deshalb hat sie noch keine Gelegenheit gehabt, Sie zu begrüßen.“, sagte die Schwester, indem sie ihm die Rissen zurechtlegte.

„Wie heißt sie?“

„Schwester Madeleine!“ erwiderte sie gleichmütig.

„Madeleine!“ rief er. „Madeleine —“. Er richtete sich im Bett auf.

„Ist denn das ein so merkwürdiger Name?“ fragte sie erstaunt.

„Ja, für mich, für mich —“. Er sah wieder in die Rissen zurück; Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Sie dürfen sich nicht so anstrengen, Herr Hangaard! Bedenken Sie, Ihre Kräfte sind nicht groß. Ich habe gesehen, daß Sie mit Kaufmann Frødenlund auf der Veranda viel gesprochen haben. Sie vertragen solche Anstrengung nicht. Nun werde ich hinuntergehen und die Oberschwester bitten, zu kommen. Sie ist aber strenger als ich, das kann ich Ihnen sagen. Liegen Sie nun hübsch ruhig, sonst —“. Sie lächelte und erhob warnend die Hand. Dann verschwand sie durch die Tür.

„Madeleine — Madeleine!“ flüsterte er. „Wenn ich dich treffen sollte, ehe — ehe — ich reise! Dann würde ich die Hotelrechnung froh bezahlen und mich noch obendrein bedanken!“

Während er nun wartete, zupfte er nervös an dem Bettuch. Jetzt näherten sich Schritte draußen —, nein, sie gingen vorüber, — neue Schritte — — dann wurde die Tür sachte geöffnet, ganz sachte — —.

„Madeleine grüßt Sie!“, sagte sie und lächelte ihm zu.

„Madeleine, warum habe ich dich nicht früher gefunden?“

„Unmöglich!“, sagte sie und schüttelte den Kopf.

Er schloß müde seine Augen, indem er ihr die Hand drückte. Sie setzte sich an sein Bett und wischte ihm den Schweiß von der Stirn. Dann öffnete er die Augen wieder einen Augenblick und lächelte.

Lange lag er ganz still. Sie lauschte auf seine Atemzüge und dachte einen Augenblick daran, den Arzt zu rufen; ließ es aber dann sein. Er konnte ja doch nichts helfen. Da öffnete Sören die Augen und sah sie an:

„Öffne das Fenster, Madeleine! Beide Fenster, bitte! Ich muß ordentlich Platz für den Start haben. Vielen Dank!“

Sie blieb einen Augenblick am Fenster stehen und machte sich an den Vorhängen zu schaffen, dann wandte sie sich ihm wieder zu.

Mit seinen letzten Kräften richtete er sich ein wenig auf und lächelte ihr zu: „Madeleine, der letzte Schimmer von der Erde waren deine Augen und der Sonnenglanz auf deinem goldenen Haar.“

Langsam sank sein Kopf auf das Kissen zurück. Sören Gentle war auf dem Wege durch den Aether nach dem großen Malersaal.

Drei Bilder vom Eisgang auf dem Rhein bei Ruhrort

(Aufnahme von
W. Nieland, Hamborn)



Eisbollen am Brückenpfeiler



Der weiße Rhein



Der „Kannengießer“ noch unberührt

Vom Wert der Technik

Von Hans Sahn, Einkauf.

(1. Fortsetzung)

Wie unbegründet übrigens der Ansturm gegen die Technik als Lebenserscheinung vom Standpunkte künstlerischer Wertschätzungen aus ist, dafür spricht am überzeugendsten die Tatsache, daß zu allen Zeiten gerade große Künstler sich immer gleichzeitig auch für technische Probleme interessiert haben. Es sei nur an die theoretischen und praktischen Arbeiten der Michelangelo, Leonardo da Vinci, Albrecht Dürer, es sei an die rückhaltlos zustimmende Teilnahme Goethes für Erscheinungen technischen Fortschritts erinnert. Man hat zu Zeiten solche Neigungen und Versuche als Geniepausen-Spielereien ansprechen und sie damit kurz erledigen wollen; in Wirklichkeit zeugen sie dafür, daß die ins Weite zielende Kraft des Geistes, vermöge deren auf künstlerischem Gebiete Höchstes hervorgebracht wird, ahnend auch die Möglichkeiten technischen Wirkens und Schaffens erfährt.

Klingt es nicht wie eine Prophezeiung, wenn Goethe 1828 zu Edermann sagt: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chaussees und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun.“ Das war zu einer Zeit, wo die Allgemeinheit der Dampfmaschine entweder gänzlich abgeneigt, oder ihr doch noch zweifelnd gegenüberstand, wo selbst Gebildete in ausführlichen und — wie man glaubte — bestens begründeten Darlegungen Einspruch gegen ihre Nuklearmachung für den öffentlichen Verkehr erhoben. Verzügliche Gutachten, die uns aus jener Zeit erhalten sind, geben der Befürchtung Ausdruck, daß Nerven und Sinnesorgane der Menschen, die sich leichtfertig dem neuen Beförderungsmittel anvertrauten, infolge des durch die unerhörte Geschwindigkeit erzeugten Luftdrucks, Schaden leiden und endlich ganz versagen würden. Auch wandte man ein, daß durch die Möglichkeit, schneller als bisher von einem Ort zum anderen gelangen zu können, am Ende doch nur sehr wenig gewonnen sei. Eine Wertschätzung der Zeit in unserem Sinne war den Menschen jener Tage unbekannt. Ihnen wäre es ohne Zweifel sehr unbehaglich geworden, wenn sie bei Durchsicht etwa einer heutigen Rundfunk-Zeitschrift die nach Minuten geregelte Tageseinteilung gelesen und obendrein hätten denken müssen, daß von diesem Programm auch nicht im geringsten abgewichen werden dürfe. Wir heutigen wissen, daß nur unter der Bedingung strengster Zeiteinteilung jene gewaltige Fülle von belehrenden Vorträgen, von künstlerischen und unterhaltenden Darbietungen täglich den Weg ins Publikum nehmen kann.

Wer in seiner Seele ein heimliches Sehnen nach jener guten, alten Zeit, in der das Reisen noch — ach, so romantisch war, verspürt, möge bedenken, daß die biblischen und schriftlichen Darstellungen über die Art des Reisens im vor-technischen Zeitalter meist aus der Grenzepoche stammen, die den Übergang zum Zeitalter der Technik bildet. Es drückt sich in diesen Schilderungen unzweifelhaft das innere Widerstreben der konservativ Gesinnten gegen Neuerungen aus, die nicht nur den Verkehr beschleunigten, sondern auch dem übrigen Leben und Treiben der Menschen ein erhöhtes Tempo gaben. Immerhin gab es auch damals schon Leute, denen persönliche Erfahrung Anlaß gab, die Schattenseiten der romantischen Landstraßenfahrt in anschaulichen und oftmals recht drastischen Bildern darzustellen. So schreibt der Dichter und Botaniker Adelbert von Chamisso 1812 an einen Freund:

„Der deutsche Postwagen scheint recht eigentlich für den Botaniker eingerichtet zu sein, indem man nur außerhalb desselben ausdauern kann, und dessen Gang darauf berechnet ist, gute Mäße zu lassen, vor- und zurückzugehen. In der Nacht wird auch nichts veräumt, da man sich am Morgen ungefähr auf demselben Punkte wiederfindet, wo man am Abend vorher war.“

Chamisso macht hier von dem Recht des Dichters, ein wenig stark aufzutragen, wenn es gilt, einen mangelhaften Zustand zu kennzeichnen, zwar etwas reichlich Gebrauch. In der Tat aber legte nach anderen, zeitgenössischen Zeugnissen ein damaliger Eilpostwagen stündlich im höchsten Falle zwölf Kilometer zurück. Was ist das im Vergleich zu der Fahrgewindigkeit eines modernen D-Zuges, der in der Stunde 80—90 Kilometer durchreißt? Aber auch die Bequemlichkeit des Fahrens ließ in jener „glücklicheren“ Zeit im höchsten Grade zu wünschen übrig, und mancher, der sich heute veranlaßt sieht, zu beklagen, daß er nur zu „Holz“ reicht, wird sich getrost finden, wenn er Schilderungen, wie die nachstehende eines Göttinger Professors liest, der von den Wagen der Thurn- und Taxis'schen Post sagt:

„Sie sind von roter Farbe — das ist die Farbe der Marter — und haben einen Ueberzug, damit man die gräßlichen Gesichter nicht sieht, die der Fahrende schneiden muß.“

Es war nicht nur die mangelhafte Einrichtung und Federung der Wagen, sondern auch der Zustand der Landstraßen jener Zeit, der verursachte, daß die Reisenden „ständig in der Gefahr schwebten, vom Wagen herunterzufallen und zwischen den Rädern auf die gräßlichste Weise verstümmelt zu werden“, wie ein anderer Reisender jener Tage schreibt.

Es ist den von der Technik geschaffenen Mitteln zu verdanken, daß die Welt heute mit einem Netz von Schienenwegen überzogen ist, die ein im Vergleich zum soeben geschilderten ungeheuer schnelles und dabei unendlich viel leichteres und bequemes Reisen ermöglichen.

Man denke ferner auch an jene Verkehrsmittel, die der Beförderung auf kürzere Strecken, innerhalb der Städte, zu den Vororten und Außenbezirken, dienen, an unsere Straßenbahn- und Autobuslinien. Noch unsere Großväter wußten nicht anders, als daß man den Weg zur Arbeitsstätte zu Fuß zurücklegt. Heute stehen nach Wunsch und Bedürfnis in fast jeder Richtung bequeme Fahrmöglichkeiten zur Verfügung. Alles dies hat allerdings die ganze, gewaltige Aufwärtsentwicklung der Industrie, wie sie sich im Laufe der Jahrzehnte bis zum heutigen Tage vollzogen hat, zur Voraussetzung. Es wäre unsinnig, wollte man annehmen, daß Erfindungen, die zu irgendeinem Zeitpunkt in die Erscheinung traten, auch gemacht, zum mindesten: auch nutzbar gemacht worden wären, wenn die Entwicklung der Wirtschaft, in deren Rahmen sie Gestalt gewannen, einen anderen Weg genommen hätte. Nichts bewahrt besser vor dem heute weit verbreiteten Pessimismus, nichts ist geeigneter zur Heilung von ihm beizutragen, als die Einsicht, daß alle technische Entwicklung sich streng gesetzmäßig vollzieht, niemals in Sprüngen, sondern stets in Stufen und immer erst weiterschreitend, wenn die letzte Etappe zu einem relativ sicheren Fundament für die folgende ausgebaut ist.

Freilich fordert eine Zeit wie die unsere, eine Zeit ungemein mannigfacher, oftmals wild durcheinanderwirbelnder Strebungen einen wachen, hellen, objektiven Geist, eine Fähigkeit, sich umzustellen, die in geruhamen Zeiten mit Recht als Grundtatsache angesehen worden wäre. Wenn wir aber im Wandel der Erscheinungen das einzelne nicht wichtig nehmen, es in seiner Begrenztheit zu erkennen suchen und den Blick immer auf die großen Ziele richten, so schwindet der Vorwurf und die Forderung lautet: Lebe über dich hinaus! Es sind ja auch nicht Einzelheiten die uns Veranlassung geben, jenen früheren Epochen unsere Zeit gegenüberzustellen, wenn wir uns auch zur Veranschaulichung der äußeren Fortschritte naheliegender und unmittelbar verständlicher Bilder bedienen. Wenn allen Werktätigen, die an der fortschreitenden Entwicklung teilhaben, aus unseren Darlegungen die Ueberzeugung zuwächst, daß die fortschreitende Technik ihnen nach Richtung der inneren und äußeren Umstände hin dient, daß also hier ein wechselseitiges Verhältnis besteht, welches mehr und mehr zugunsten der Menschen ausschlägt, so wäre damit der Zweck dieser Ausführungen erfüllt. (Fortsetzung folgt)

Die Maschine im deutschen Steinkohlenbergbau



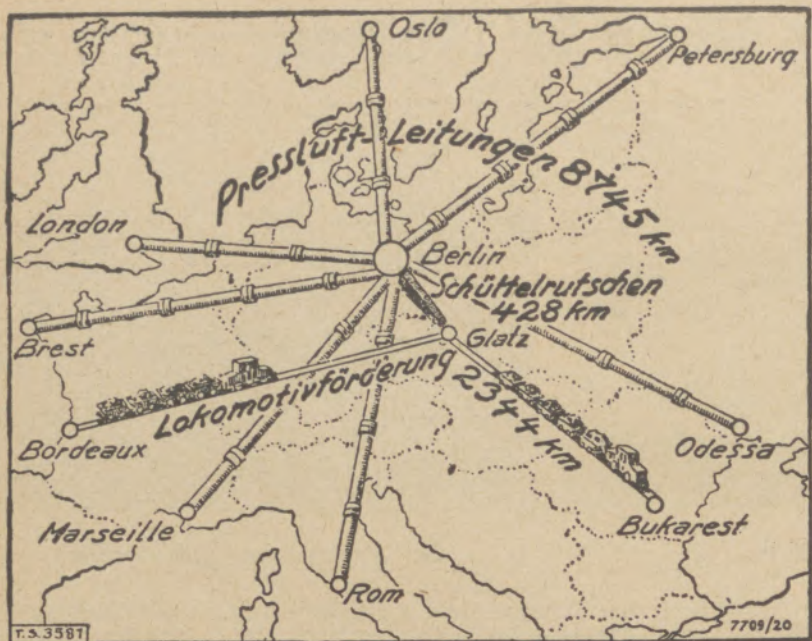
Es wird vielfach behauptet, die maschinentechnische Ausrüstung im deutschen Bergbau sei nicht ganz auf der Höhe, besonders wenn man die Verhältnisse in England zum Vergleich heranzieht. Gegenüber derart irrtümlichen Auffassungen konnte ein direkter Gegenbeweis so recht nie geführt werden, da es an einer vollständigen Aufstellung über den Stand der technischen Hilfsmittel fehlte. Vor einigen Monaten hat nun der preussische Minister für Handel und Gewerbe, Abteilung Bergbau, die „Nachweisung der im Bergbau Preußens am Ende des Kalenderjahres 1926 im Betriebe befindlichen Maschinen“ veröffentlicht. Als erste Veröffentlichung ihrer Art verdient sie daher ganz besondere Beachtung. Wie sich jetzt jeder an Hand dieser Nachweisungen überzeugen kann, hat der preussisch-deutsche Bergbau sich die Technik in einem sehr weitgehenden Grade dienstbar gemacht. So wurden z. B. im Jahre 1926 von der Gesamtkohlenförderung Preußens rund 61% durch 62 385 Maschinen gewonnen, gegenüber 22% durch 6512 Maschinen in England.

Wenn man sich auch hüten muß, die natürlichen Lagerungsverhältnisse in England dochlethin zum Vergleich heranzuziehen, so zeigen die angeführten Zahlen doch offensichtlich den Vorrang des deutschen Bergbaues hinsichtlich maschinentechnischer Ausrüstung und Vervollkommnung.

Nach der Statistik verteilen sich die 62 385 Kohलगewinnungsmaschinen (Abbaumaschinen, Brechmaschinen, Schrämmaschinen und sonstige Maschinen) auf die einzelnen Kohlenbezirke folgendermaßen und bringen folgende anteilmäßige Leistung an der Gesamtbeförderung hervor:

Bezirk	Kohलगewinnungsmaschinen	derung	Gesamtför- derung	maschinell gewonnen
	Anzahl	PS	%	
Ruhr (O. B. A. Dortmund)	54 278	69 953	65,3	
Oberschlesien	1 295	3 988	54,1	
Niederschlesien	2 532	3 996	76,3	
Linker Niederrhein	2 208	3 619	73,3	
Aachen	1 573	2 242	67,3	

Demnach wird in sämtlichen Bergbaubezirken z. T. ganz erheblich über die Hälfte der Gesamtbeförderung maschinell gewonnen. Am wenigsten Maschinen hat Oberschlesien; dies erklärt sich daraus, daß in diesem Bezirke die Kohle in mächtigen Flözen lagert und einen leichteren Abbau ermöglicht. Die Verhältnisse ähneln überhaupt sehr denen in England. Je mehr Maschinenkraft also aufgewendet werden muß, um so ungünstiger sind



Die Länge der in den deutschen Bergwerken vorhandenen Preßluftleitungen, Gleise mit Lokomotivförderung und Schüttelrutschen

die natürlichen Voraussetzungen für die Steinkohlengewinnung. Am höchsten steht Niederschlesien da, wo über $\frac{1}{4}$ der Gesamtleistung maschinell gefördert wird; ihm folgt der Niederrhein mit 73,3%, wogegen das Ruhrgebiet mit 65,3% sich ungefähr in der Mitte der fünf Bezirke hält.

Das riesige Ausmaß der technischen Förderungsmittel wird am besten veranschaulicht, wenn man bedenkt, daß die Streckenlänge der Lokomotivförderung untertage 2344 Kilometer beträgt, oder etwa soviel wie die Eisenbahnlinie Berlin—Moskau—Nischninowgorod. Die Schüttelrutschen untertage mit 426 Kilometer würden einer Strecke von Berlin—Glatz entsprechen. Wollte man gar die 8745 Kilometer Preßluftleitungen nebeneinanderlegen, so würden sie hinreichen, über $\frac{1}{4}$ unseres Erdumfanges zu umspannen.

Dieser kurze Ueberblick mag genügen, um zu zeigen, daß der deutsche Bergbau sich die technischen Hilfsmittel im weitesten Maße dienstbar gemacht hat und jeden Vergleich mit anderen Ländern aufnehmen kann. 3nz.

Die deutschen Weltkriegssoldaten und die Kriegsschuldlüge

Ein Beitrag zum Kampf gegen die Kriegsschuldlüge



Die Kriegsschuldlüge ist zweimal im Versailler Vertrage festgelegt. In der Einleitung dieses ungeheuerlichen Machwerkes des Hasses und des Hochmutes, dem man das Wort „Friede“ voransetzte, erhält sich die unwahre Behauptung, daß der Weltkrieg seinen Ursprung in der Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Serbien vom 29. Juli 1914, in der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland vom 1. August 1914 und an Frankreich am 3. August 1914 sowie in dem Einmarsch in Belgien habe.

Im 231. Artikel des Vertrages wird dann weiter erklärt, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Schäden und Verluste verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.

Die Wiedergutmachungsverpflichtung Deutschlands beruht also auf der Lüge von seiner alleinigen Kriegsschuld.

Als der deutschen Friedensdelegation der endgültige Vertrag vorgelegt war und die deutsche Regierung sich bereit erklärte, ihn zu unterzeichnen, ohne jedoch dadurch die Urheberschaft des Krieges und die daraus gefolgerte Wiedergutmachungsverpflichtung anerkennen zu wollen, erklärte man auf der Gegenseite schroff, daß die Zeit des Verhandeln vorüber sei. Am Tage darauf überreichte die deutsche Regierung — gezwungen durch ein nur vierundzwanzigstündiges Ultimatum — eine Note, in der es heißt, daß sie, der übermächtigen Gewalt weichend, und ohne damit ihre Auffassung über die unerhörte Ungerechtigkeit der Friedensbedingungen aufzugeben, bereit sei, die Bedingungen anzunehmen und den Vertrag zu unterzeichnen. Am 28. Juni 1919 wurde der Vertrag mit dem erpreßten Schuldbekenntnis unterzeichnet.

Rund fünf Jahre später, am 29. August 1924, widerrief die deutsche Regierung offiziell in aller Form diese erzwungene Anerkennung der Kriegsschuld mit den Worten:

„Die durch den Versailler Vertrag unter dem Drucke übermächtiger Gewalt auferlegte Feststellung, daß Deutschland den Weltkrieg durch seinen Angriff entfesselt habe, widerspricht den Tatsachen der Geschichte. Die Reichsregierung erklärt daher, daß sie diese Feststellung nicht anerkennt. Es ist eine gerechte Forderung des deutschen Volkes, von der Bürde dieser falschen Anklage befreit zu werden. Solange das nicht geschehen ist und solange ein Mitglied der Völkergemeinschaft zum Verbrecher an der Menschheit gestempelt wird, kann die wahre Verständigung und Versöhnung zwischen den Völkern nicht vollendet werden.“

Bei der heutigen politischen Konstellation, bei der tiefen Verwurzelung des Versailler Vertrages in der gesamten Weltwirtschaft, können wir nicht damit rechnen, daß nach der Aufhebung des Schuldparagraphen die Aufhebung der uns damit auferlegten Lasten sofort kommt. Wenn Lloyd George 1921 sagte, daß mit der Kriegsschuldfrage der Versailler Vertrag fällt, so war dieses Wort in erster Linie ein dem lügnischen Geiste von Versailles entsprungener Warnruf an die Alliierten, keineswegs Deutschland gegenüber eine Politik der Nachsicht walten zu lassen.

Die Befreiung auch von den unerträglichen materiellen Verpflichtungen des Vertrages aber wird um so eher kommen, je schneller Deutschland von dem moralischen Druck der Kriegsschuld befreit ist.

Das Streben nach dieser Befreiung, der Kampf gegen die Kriegsschuldlüge, ist deshalb unerlässlich für jeden Deutschen, der verhindern will, daß Entehrung und Versklavung des deutschen Volkes ewig dauern.

Die Aktienpublikationen beweisen Deutschlands völlige Unschuld. Sie sind totes Wort, wenn wir lebendigen Zeugen der Zeit sie nicht beleben, wenn wir nicht immer und immer wieder unsere Stimmen erheben, auf sie hinweisen und für sie zeugen.

Was verlangen wir?

Wir verlangen die Aufhebung der Schuldlüge als „moralische“ Begründung des Versailler Vertrages. Wir verlangen vor allen Dingen zunächst die Außerkraftsetzung des Artikels 231 so lange, bis ein objektiver, internationaler Untersuchungsausschuß der nicht am Weltkriege beteiligt gewesen Mächte auf Grund der veröffentlichten und noch nicht veröffentlichten Akten aller beteiligten Nationen das Urteil über Recht oder Unrecht dieses ungeheuerlichen, das deutsche Volk auf das tiefste verletzenden und auf das schwerste schädigenden, bis heute durch nichts bewiesenen Vorwurfs gesprochen hat. Wir verlangen Recht um Recht. Wir verlangen Wahrheit.

Drei Millionen ehemalige im Koffhäuserbund vereinigte Soldaten erheben heute diese Forderung. Aber diese Forderung ist zugleich die Forderung des ganzen deutschen Volkes in allen seinen Parteien und Schichten. Wir wollen hierin die Stimme des Volkes sein, die nach Recht und Wahrheit ruft. Wir wollen, daß das begonnene Jahr, in dem sich zum zehnten Male der Tag der Vertragsunterzeichnung jährt, nicht stille wird in dieser Forderung. Dr. F.

Gartenbau und Kleintierzucht

Die Paradieswitwe

Von Heinrich Ahlmeier, Eisenbahn



Einer der schönsten exotischen Vögel ist die Paradieswitwe. Ihren Namen verdankt sie dem enorm langen Schwanz, der wie ein Witwenschleier hinter dem fliegenden Vogel herwallt. Die Heimat der Paradieswitwe ist Mittelsafrika. Das Gefieder des Männchens ist am Kopf tief samtschwarz. Nacken und Brust sind zimmetrot, die Unterseite erscheint schmutziggelb. Die Schwingen sowie die etwas gedrehten Schwanzfedern, die eine Länge von 25 bis 30 cm erreichen, sind schwarz. Wie in der Tierwelt häufig, so ist auch hier das Weibchen von der Natur mit Farben viel tiefermütlicher bedacht als das Männchen. Es erinnert viel an unsern Sperling. Das Interessante bei der Paradieswitwe ist, daß das Männchen das beschriebene prächtige Gefieder nur während der Brutzeit hat, das ist während der Monate Juli bis etwa Ende Dezember, welche Zeit unserem Frühling in der afrikanischen Heimat der Paradieswitwe entspricht. Die übrige Zeit des Jahres trägt das Männchen ein ebenso schlichtes Kleid wie das Weibchen.

Als Käfigvogel ist die Paradieswitwe sehr zu empfehlen. Bei einfacher Fütterung, die hauptsächlich aus den verschiedenartigen Hirsearten besteht, hält sie jahrelang in der Gefangenschaft aus. Ueber die Fortpflanzung in der Gefangenschaft kann ich leider nicht berichten, weil mir alle nach dieser Richtung hin angestellten Versuche fehlschlagen sind. Jedoch glaube ich, daß sie in einer großen Voliere, wenn auch schwer, so doch zur Brut schreiten wird. Der Gesang des Vogels besteht aus einigen kurzen, aber angenehmen Tönen.

Stalldünger und Kalk. Böden, die — wie z. B. Gartenland — jahrelang regelmäßig und reichlich Stallmist erhalten haben, weisen sehr oft Kalkmangel auf. Durch die Umsetzungen, die gut in den Boden gebrachter Stallmist erfährt, bilden sich schädliche Säuren. Im Boden vorhandener Kalk macht diese Säuren unschädlich. Fehlt er jedoch oder ist er aufgebraucht, so können neu entstehende Säuren nicht mehr gebunden werden. Stallmist und Kalk darf man nicht zusammen geben, sondern es muß dem Kalk immer eine genügende Zeit zur Umkehrung gelassen werden. Ist der Kalk möglichst fein verteilt und gut mit dem Boden vermischt worden (nicht zu tief), dann können bei der nachfolgenden Stallmistdüngung keine Stickstoffverluste auftreten.

Turnen und Sport

Turnerbund Hamborn — Lehrwerkstatt Hamborn 1:3 (1:1)



Am Sonntag, dem 20. Januar, fand auf dem Platze des Turnerbundes Hamborn ein Freundschaftsspiel der Lehrwerkstatt Hamborn gegen den Platzverein statt. Mit stolzem Mut und ohne Ermüdung betreten die Spieler den von der schlechten Witterung arg zugerichteten Platz. Nach dem Anpfiff zeigten sich die Gäste zunächst sehr überlegen und konnten überraschend schnell den Weg zum gegnerischen Tor bahnen, was nicht erfolglos blieb, denn bald schickte der Linksaußen den Ball wie eine Bombe zwischen die Latzen. Die Gäste fanden sich in der ersten Halbzeit nicht recht. Trotzdem konnte der Halblinke durch einen trefflichen Zuvorwurf des Linksaußen das Tor aufholen. Erst nach der Hälfte ging ein anderer Zug durch die Lehrlingself. Nun legten die Lehrlinge einen erfreulichen Kampfsgeist an den Tag und setzten dem Platzverein auf der ganzen Linie harten Widerstand entgegen. Die Läuferreihe unterstützte den Sturm durch geschicktes Zuspiel. Das Spiel verlief jetzt meist auf der Gegenseite. Da aber der aufgeweckte Boden ein Hindernis für die Spieler war, so ging manche gute Gelegenheit verloren. Endlich gelang es abermals dem Halblinken der Lehrlinge, dem Ge-

dränge um den Kreis durch einen Siegestreffer ein Ende zu machen. Nach dem Anspiel versuchte die Plakmannschaft vorzustoßen. Die Verteidigung der Lehrlinge aber war wohl auf dem Posten und beschützte ihr Tor. Trotzdem bekam der wachsame Torhüter noch genug zu tun. Kurz vor Schluß konnte der Mittelstürmer der Lehrlinge noch einmal das Leder ins Gegentor senden und damit das Ergebnis auf 3:1 bringen. Stolz verließen die Sieger nach dem Abpfiff den Platz. Der Schiedsrichter von Hamborn war sehr zufriedenstellend. Trotz der wenigen Spielerfahrung zeigte die junge Elf der Lehrwerkstatt ein flottes Spiel.

Lehrling Gon.

Der Sport in der Erziehung

Die Lehrer der früheren Zeit glaubten, ihren Schülern durch das Studium der Klassiker genügend geistige Fähigkeiten mit auf den Weg gegeben zu haben. Für einen Lebensweg, der sich beschaulich und ohne Hast abwickeln konnte, genügte dies geistige und seelische Rüstzeug vielleicht. In einer Zeit des stetigen Kampfes um die tägliche Notdurft und des Wettlaufs um die Sekunde heißt es jedoch, andere geistige und Charakterfähigkeiten mit auf den Weg zu bringen, wie Kampfgeist und einen eisernen Willen. Neben der Ausbildung des Gehirnes in der Schule muß eine Ausbildung des Charakters und Willens erfolgen, und zwar durch den Sport. Das Spiel gibt den Jungen sehr häufig schon einen Vorgeschmack des späteren Erwerbslebens, denn genau wie im Leben muß man sich auch im Spiel mutig und furchtlos benehmen, um sich durchsetzen zu können.

Der Sport ist die Schule für das Leben, jedenfalls soweit es die Charakterbildung und Willensformung anbetrifft.

Bereinsnachrichten

1. Niederrhein. Briefmarken-Ausstellung Hamborn 1929



Alle Voraussetzungen für einen guten Erfolg der Veranstaltung sind gegeben.

Neben Herrn Oberbürgermeister Dr. Rosendahl, dem Schutzherrn der Ausstellung und Förderer der philatel. Bestrebungen in der Stadt Hamborn, haben Stadtverwaltung, Behörden, Industrie und Kaufmannschaft und nicht zuletzt unsere heimische Presse sich um den Erfolg bemüht und so der Stadt Hamborn in der philatel. Welt einen klangvollen Namen gesichert. Dem Ehrenauschuß der Veranstaltung gehören an Herr Bürgermeister Schweitzer, Vorstand des Verkehrs- und Verschönerungs-Vereins Hamborn; Herr Dr. Unterberg, Syndikus der Vereinigten Kaufmannschaft Hamborn; Herr Süttendirektor Vartscherer, Vorstandsmitglied der Vereinigten Stahlwerke Akt.-Ges. t. g. August Thyssen-Hütte, Hamborn; Herr Polizeipräsident Dr. Meyer, Hamborn; Herr Direktor Dr. rer. pol. Fortmann, Korvettenkapitän a. D., Hamborn; Herr Postdirektor Len, Hamborn; Herr Dr. Stammfuß, Leiter des Heimatmuseums der Stadt Hamborn. Für die Ausstellungsjuri zeichnen Herr Nicolaus Renard, vereidigter Prüfer der Arbeitsgemeinschaft westdeutscher Briefmarkensammler und Händler-Vereine, Köln; Herr Buchdruckereibesitzer A. Bedhausen, Köln; Herr Konrektor W. Gumm, Hamborn; Herr Obergeringieur Fr. Clemen, Bochum; Herr Dr. med. G. Jungbluth, Köln.

Seit 4. Februar wird bei der hiesigen Post ein Entwertungsstempel verwandt, der auf die große Ausstellung mit den Worten: „Besucht die I. Niederrheinische Briefmarken-Ausstellung Hamborn vom 2. bis 4. März 1929 hinweist. Eine Propagierung der Ausstellung durch die westdeutsche Rundfunk-Ges. ist vorgesehen. Die Verhandlungen dieserhalb sind von der Ausstellungsleitung aufgenommen. Hamborn steht für die Tage vom 2. bis 4. März im Vordergrund der westdeutschen Philatelie. Zu Ehren der führenden Herren der westdeutschen philatel. Vereine und zu gleicher Zeit

als Dank für das der veranstaltenden Vereinigung „Rheinischer Sammler-Verein Hamborn“ in großem Maße von allen Teilen unserer Mitbürger erwiesene Wohlwollen veranstaltet die festgebende Vereinigung eine größere gesellschaftliche Feier, zu der besondere Einladungen versandt werden.

Kurz vor Abschluß des Ausstellungsprogramms ist es gelungen, eine weitere bedeutende Sammlung für die Ausstellung zu sichern: Vorkäufer der deutschen Kolonialbriefmarken. Die Sammlung enthält alles Wissenswerte aus der Zeit, als in den deutschen Kolonien noch keine eignen Briefmarken verwandt wurden. Sie zeigt alles verwandte postalische Material aus der Zeit des Chinafeldzuges, u. a. alle Feldpoststempel der damaligen Feldpoststationen, Marine-Schiffspoststempel der Transportdampfer, Kriegs- und Lazaretttschiffe, Stempelraritäten von Peking, fast sämtliche Feldpostarten des Chinafeldzuges usw.

Die Sammlung wird im Katalog der großen Briefmarken-Ausstellung, die unter dem Titel „Kolonial-Briefmarken-Ausstellung Bremen“ stattfindet, mit an erster Stelle genannt. Sie ist in ihrer ganzen Art eine außerordentliche Sehenswürdigkeit und wohl eine der kostbarsten der ganzen Hamborner Ausstellung.

Die Ausstellung zeigt ferner dem Interessenten für die deutschen Marken eine Sammlung deutscher Marken des Weltkrieges in allen Arten, Farbenveränderungen usw. Besonders bemerkenswert ist bei diesem Objekt, daß es nicht in den üblichen Alben gezeigt wird. Der Verfasser geht hier seinen eigenen Weg. Es muß angegeben werden, daß auch diese Sammlung über den Rahmen sonstiger Sammlungen dieses Gebietes hinausgeht. Eine eingehende Besichtigung ist besonders dem Deutschland-Spezialist zu empfehlen. Die Sammlung wird auf 70 Blättern ausgestellt. Diese große Zahl verrät eine außerordentliche Reichhaltigkeit der Arten und die peinlich genaue Zusammenstellung des verwandten Materials.

Wir betonen nachdrücklich, daß die Ausstellung für jedermann zugänglich ist. Die Eintrittspreise sind außerordentlich niedrig gehalten. Ab 15. d. M. gelangt das Programm zur Ausgabe. Es enthält als Wissenswerte über die Ausstellung und wird auf Wunsch gern vorher versandt. Besonders der Jugend und den Schülern und Anfangssammlern empfehlen wir einen Besuch. Geschlossenen Schulklassen wird Eintritt zu besonders verbilligten Preisen gewährt.

Zur Vermeidung von Verwechslungen bitten wir, darauf zu achten, daß die ausstellende Vereinigung ihre Sitzungen nur in ihrem Vereinslokal, der „Bürgergesellschaft“, an jedem zweiten Sonntag im Monat abhält und mit Vereinen mit ähnlich klingenden Namen keine Gemeinschaft hat.

Rheinischer Sammler-Verein, Hamborn a. Rh.

Bei den alten Kavalleristen Hamborns

Von Heinrich Smikalla, Elektrobetrieb II.

Die Mitglieder des Kavallerie-Vereins Hamborn feierten mit ihren Angehörigen am Samstagabend, dem 26. Januar 1929, beim Kameraden Feuerstein (Vodermansches Lokal) ihr Winterfest. Eine reichhaltige Vortragsfolge der Schönfeldschen Kapelle gab diesem Feste einen hübschen Rahmen. Nach Einleitung durch mehrere, lebhaft vorgebrachte Märsche, wie: Parademarsch der 18er Husaren, Finnländer Reitermarsch u. a. m., richtete der Vereinsvorsitzende, Kamerad Pliester, herzliche Begrüßungsworte an die Erschienenen. Er gedachte in seiner Rede der Kameraden, die für Recht und Freiheit in dem großen Völkerringen fielen und zeichnete in kurzen Strichen die Arbeit des Vereins, sowie Zweck und Ziele der Kriegervereine im allgemeinen: Kameradschaft und Einigkeit würden vor allem gepflegt. Hinter dem Gefühl der Vaterlandsliebe und Treue zum Volke habe alles andere zurückzutreten. Leuchtendes Vorbild sei uns Bismarck, der Gründer und Schöpfer des Reiches. Sein Geist lebe und wirke weiter bis in unsere Tage hinein. Dann erinnerte er an des greisen Reichspräsidenten von Hindenburg Arbeit für die Einigkeit des deutschen Volkes; gern werde man immerdar diesem ferndeutschen Manne nachzueifern, um sich seiner Führung würdig zu erweisen. Halte man sich seines Lebens Arbeit vor Augen, dann werde man von selbst angeporrt, es ihm nachzutun, jeder nach seinen Kräften, um dem deutschen Volk, um dem Vaterlande zu dienen.

Im zweiten Teil des Abends unterhielt die Kapelle Schönfeld durch Vortrag militärischer Märsche die Kameraden bestens. Stürmischer Beifall wurde den Vortragenden gezollt und unermüdlich, wie nun einmal Kamerad Schönfeld ist, gab er einen Marsch nach dem anderen zum besten. Mit einem Fechtball nahm das Fest sein Ende.

Zum Lachen und zum Kopfzerbrechen

Entschuldigen Sie, Herr Lehrer, Fräulein Lehrerin!

(33)

Ein Vater entschuldigt das Zuspätkommen seines Sohnes, das durch die Teilnahme an einer Beerdigungsfeier geschah, mit folgenden Worten:

„Werter Herr Lehrer! Entschuldigen Sie, daß mein Sohn Karl zu spät kommt, da er zur Beerdigung war, und die Leiche sich in die Länge gezogen hat.“

Eine Mutter schreibt wörtlich:
„Liebes Fräulein! Meine Frida hat es so dick hinter die Ohren. Ich mußte ihr Kamele besorgen, damit das Reisen besser wird.“

Ein Vater macht seinem Aerger Luft, weil die Lehrerin sich nach seiner Ansicht Ungerechtigkeiten hat zuschulden kommen lassen:

„Wenn Sie sich noch einmal erlauben, mein Kind ungerecht zu bestrafen, werde ich vor keinem Mittel zurückschrecken und persönlich dafür sorgen, daß Sie die längste Zeit Fräulein gewesen sind.“

Eine sehr höfliche Mutter, die aus Ungeschicklichkeit einen Kleck in das Heft ihres Töchterchens machte und das Kind vor Strafe bewahren will, schreibt:



12225/23

Kleine Renner

„Bitte, Diese, melken Sie uns ein bißchen Schlagjahne raus!“

„Sehr geehrtes Fräulein! Der Kleck in dem Heft meiner Tochter bin ich in höchst eigener Person gewesen.“

Ein arbeitscheuer Vater, dessen Kinder Hefte und Bücher umsonst von der Schule erhalten, verwahrt sich gegen den Vorwurf des Lehrers, die Einsegnung seiner Tochter zu üppig gefeiert zu haben:

„Gehörter Herr Lehrer! Sie wollen meine Kinder keine Hefte mehr geben und regen sich darüber auf, daß wir die Bücher von der Schule schnorren, aber 18 Personen zur Einsegnung sind und Schweinebraten essen? Erstens waren es nur 15, denn mehr können wir auf die eine Stubenseite trotz Plättbrett gar nicht setzen, und auf die andere Seite sind die Wanzen. Und zweitens hatte mein Bruder geschlachtet, und Sie sehen daraus, das Schwein war aus der Familie. Es wäre ja noch schöner, wenn die Kinder darunter leiden sollten!“

Silbenrätsel

e — din — de — d — un — re — chi — un — ra — f — bert — fi
— e — löt — e — pi — wart — i — denz — bro — ding — ta — sol
— rast — vis — sä — ei — gi — min — bar — nin — burg — w — de — da
— los — hel — bel

Aus vorstehenden 38 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Shakespeare ergeben. — (ch ein Buchstabe.)

Die einzelnen Wörter bedeuten:

1. Abkürzung für eine beliebige Krafttradmarke, 2. Unmöglich, 3. Schnell, 4. Fiebermittel, 5. Wohnsitz eines Staatsoberhauptes, 6. Fluß in Spanien, 7. Fest verbunden, 8. Kleiderstoff, 9. Alte Feste in Thüringen, 10. Weibl. Vorname, 11. Unermüdlich, 12. Drehbarer Schiffstran, 13. Kleines Boot bei Kriegsschiffen, 14. Baumfrucht, 15. Waffe, 16. Verstorbener Staatsmann.

Auflösung der vorigen Silbenrätsel

1. Despot, 2. Enzio, 3. Schopenhauer, 4. Espenlaub, 5. Invasion, 6. Nonne, 7. Gefutur, 8. Ritz, 9. Tiefsand, 10. Operation, 11. Dilemma, 12. Impressionismus, 13. Strategie, 14. Taktred.

Des einen Tod ist des anderen Brot

1. Dumdumgeschloß, 2. Islam, 3. Elsa, 4. Talar, 5. Rohrstoß, 6. Eduard, 7. Ulme, 8. Eger, 9. Infanterie, 10. Steinach, 11. Dragoner, 12. Antenne.

Die Treue ist das Mark der Ehre

Die Wertszeitung „Unsere Hütte“ erscheint jeden zweiten Samstag und kommt an Werksangehörige kostenlos zur Verteilung. — Nachdruck aus dem Inhalt nur unter Quellenangabe und nach vorheriger Einholung der Genehmigung der Hauptabteilungsleitung gestattet. — Zuschriften und „Kleine Anzeigen“, deren Ausnahme für Werksangehörige kostenlos erfolgt, sind mit der Aufschrift „Für die Wertszeitung“ bei den Pförtnern abzugeben. — Druck und Verlag: Hütte und Schacht (Industrie-Verlag u. Druckerei Alt-Ges.), Düsseldorf, Schleierbach 10 043. — Preisgekehlich verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: W. R. u. d. Fischer, Düsseldorf.